Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 75 (1995)
Heft: 11

Buchbesprechung: Sachbuch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Robert Nef

Ein Schlüsseltext des Liberalismus – endlich übersetzt

Isaiah Berlins «Four Essays on Liberty»[1] sind ein Klassiker der Ideengeschichte dieses Jahrhunderts. Sie reihen sich würdig ein in eine Tradition, in der Montaignes «Essais», Humboldts «Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen» und John Stuart Mills «Essay on Liberty» Marksteine bilden.

Es bleibt rätselhaft, weshalb die deutsche Übersetzung eines zentralen Beitrags zur Ideengeschichte des Liberalismus 26 Jahre auf sich warten liess, während Übersetzungen ins Hebräische, Japanische, Portugiesische und Spanische bereits im Erscheinungsjahr verfügbar waren. Man könnte versucht sein anzunehmen, für die Rezeption eines Schlüsseltextes sei im deutschen Sprachraum eine Übersetzung nicht notwendig, da die daran interessierte Elite ohnehin die englische Originalversion (vor allem, wenn sie als wohlfeiles Oxford Paperback greifbar ist) bevorzuge. Ein Blick in die einschlägigen politologischen Lehrbücher, Standardwerke und Bibliographien zeigt aber, dass dies eine Illusion ist. Was nicht übersetzt ist, bleibt ein «Geheimtip» unter Insidern. *Isaiah Berlins* «Four Essays on Liberty» werden nicht einmal unter dem Stichwort «England» der ausführlichen Bibliographie in *Lothar Galls* Sammelband «Liberalismus» (2. Auflage, Athenäum, Königstein 1980) angeführt. *Ralf Dahrendorf* erwähnt in der Bibliographie seines 1987 erschienenen Buches «Fragmente eines neuen Liberalismus» (DVA, Stuttgart 1987) nicht weniger als 15 eigene Beiträge, während jeder Hinweis auf Isaiah Berlin fehlt. Die «Four Essays» haben schon 1979 eine hochstehende wissenschaftliche Kontroverse ausgelöst, die *Alan Ryan* in Form einer Festschrift[2] herausgegeben hat. Darin meldet sich auch einer von Berlins Schülern, der Kommunitarist *Charles Taylor,* zu Wort und stellt jene Fragen, welche heute das Thema der Kontroverse zwischen Radikalliberalen und Kommunitaristen sind, wobei der skeptische Lehrer – schon damals – die besseren Argumente hat. (Der Sammelband liefert im übrigen den Beweis, dass auch Festschriften mehr sein können als ein wissenschaftlicher «Friedhof» für kollegiale Gefälligkeits- und Gelegenheitstexte, wenn sie sich wirklich mit dem Werk des Geehrten kritisch auseinandersetzen und die Herausgeber höhere Ambitionen verfolgen als die Sicherstellung der Finanzierung und der termingerechten Ablieferung...)

Es ist heute müssig, über die Gründe der Verspätung dieser Übersetzung zu mutmassen, nach 1968 war eben die alte und die neue Linke nicht nur in der Lehre, sondern auch bei Verlegern mehr gefragt als die «liberalen Scheisser», welche mit ihrer «repressiven Toleranz» das linke Dogma von der Unmöglichkeit eines konstruktiven Dialogs in Frage stellten. Dabei hätten gerade damals so undogmatische abwägende Beiträge wie die «Four Essays» des subtilen *Marx*-Kenners Isaiah Berlin manche Irrwege vermieden und Umwege abgekürzt; dies wohl weniger wegen der Antworten, die gegeben werden, als wegen der Fragen, welche der Autor ins Zentrum stellt.

Die zuverlässige und gut lesbare Übersetzung entspricht natürlich auch heute noch einem Bedürfnis, und man wünscht ihr eine grosse Leserschaft. Sie ist für eine

1 Isaiah Berlin: Freiheit. Vier Versuche. Aus dem Englischen von Reinhard Kaiser. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 1995.

2 Alan Ryan (ed.): The Idea of Freedom. Essays in Honour of Isaiah Berlin. Oxford University Press, Oxford 1979.

junge Generation von Ideologiemüden, aber ideengeschichtlich Interessierten eine willkommene, wenn auch nicht ganz leichte Kost. Die 1958 an der University of Oxford gehaltene Antrittsvorlesung über die «Zwei Freiheitsbegriffe» (präziser übersetzt wäre die «Zwei Konzepte von Freiheit») hat keinerlei Staub angesetzt. Die gleichzeitig zeitgebundenen und zeitlosen Reflexionen verlagern eine Diskussion, die nach dem Links-Rechts-Schema die Freiheit den Rechten zuordnete und die Gleichheit und Brüderlichkeit den Linken, auf eine andere anspruchsvollere Ebene, die allerdings auch zu einem innerliberalen Dialog mit dem Risiko des Zerwürfnisses führen kann. Die «zwei Konzepte», die «negative Freiheit» (Abwesenheit von Zwang) und die «positive Freiheit» (Möglichkeit der Wahl), trennen möglicherweise vermeintliche Gesinnungsgenossen, sie ermöglichen aber auch neue Koalitionen, beispielsweise unter Skeptikern, welche den polit-ökonomischen Machtfilz in Frage stellen und durch gemeinsame Zweifel an der technokratischen und bürokratischen Machbarkeit und an der kollektiv verordneten Zwangsmoral verbunden sind.

Die ausführliche Einleitung, die Berlin seinen vier Essays voranstellt, ist eigentlich ein fünfter Essay, eine Quintessenz, die vieles vorwegnimmt. Er reagiert darin auf zahlreiche Einwände seiner Kritiker, die er in vorbildlicher Weise ernst nimmt und auf die er mit einer im Wissenschaftsbetrieb seltenen Form der Empathie eingeht. Gelegentlich hat man den Eindruck, die Bereitschaft, seinen Kritikern entgegenzukommen und Zugeständnisse zu machen, sei zu gross. Dies mag damit zusammenhängen, dass Berlin mit seiner Präferenz für die negative Freiheit in den sechziger und siebziger Jahren fast allein auf weiter Flur stand und dass seine Kritiker ausnahmslos aus dem Lager wohlmeinender Interventionisten und Kollektivisten stammten. Berlin verteidigt sich behutsam, sein Entgegenkommen hat wohl auch eine didaktische, vielleicht sogar eine taktische Komponente. Er will ein guter Zuhörer sein, damit man auch ihm zuhört... Seine Schlussfolgerungen sind allerdings eindeutig. Er unterstreicht – mit dem Hinweis auf die Legende vom Grossinquisitor in *Dostojewskis* Roman «Die Brüder Karamasow» (ebenfalls ein «Schlüsseltext für Liberale»!) – die Gefahren eines «Paternalismus», der weiss, was für andere und für alle «gut ist» und daraus ein Recht auf Zwang ableitet (S. 57). Auch losgelöst vom Inhalt ist der einleitende Essay, den man sich eigentlich bei der Lektüre erst zuletzt zu Gemüte führen sollte, ein eindrückliches Dokument wissenschaftlicher Argumentationskultur. *«Mir scheint, dass der unvorteilhafte Gegensatz, der bisweilen zwischen der negativen Freiheit und anderen erkennbar positiven gesellschaftlichen und politischen Zielen – etwa Einheit, Harmonie, Frieden, rationale Selbstbestimmung, Gerechtigkeit, Selbstverwaltung, Ordnung, Kooperation im Streben nach gemeinsamen Zwecken – hergestellt wird, in der alten Lehre wurzelt, dass sich alle wahrhaft guten Dinge letztlich zu einem einzigen vollkommenen Ganzen verbinden.»*

Berlin verteidigt sich behutsam, sein Entgegenkommen hat wohl auch eine didaktische, vielleicht sogar eine taktische Komponente.

Einen in der heutigen Zeit zunehmenden Stellenwert gewinnt die klare Trennung der beiden Fragen *«Von wem werde ich regiert?»* und *«In welchem Ausmass werde ich regiert?»*. Berlin unterstreicht die Bedeutung dieser Trennung, ohne einen Zusammenhang der beiden Fragen in Abrede zu stellen. Seine zentrale Schlussfolgerung ist: *«Ich möchte über mich bestimmen und nicht von andern gelenkt werden, gleichgültig, wie weise und wohlmeinend diese andern sind; mein Verhalten gewinnt einen durch nichts zu ersetzenden Wert aus der einfachen Tatsache, dass es meines ist und mir nicht aufgezwungen wurde.»* (S. 46)

Der zweite Essay ist, obwohl schon 1949 geschrieben, ein ideengeschichtlicher Abriss des 20. Jahrhunderts. So wie der Autor die Geschichte darstellt, zeigt sie sich von der besten Seite: als sozialwissenschaftliche Relativitätstheorie. Des Autors Präferenzen sind spürbar, aber sie dominieren nicht. Er plädiert gegen messianischen Eifer, für aufgeklärte Skepsis und – vor allem – für Toleranz gegenüber Eigenwilligkeiten (idiosyncrasies). In der Mitte des Jahrhunderts bestand (so wenig wie an dessen Ende) ein Anlass zur Bilanz und auch kein Grund für einen Triumph oder für das Verkünden eines Endes: *«Da keine Lösung gegen Irrtum gefeit ist, kann auch keine Festlegung endgültig sein.»*

Eine grundlegende Auseinandersetzung mit zwei einflussreichen Doktrinen des zeitgenössischen Denkens, dem Relativismus und dem Determinismus, enthält der

dritte Essay, der auf eine 1953 gehaltene Vorlesung zurückgeht. Er ist – in Übereinstimmung mit *Popper* – eine differenziert argumentierende Abrechnung mit *Hegel, Marx* und *Spengler* und ein Hinweis auf *Vico* und *Herder,* über die Isaiah Berlin 1976 zwei umfangreichere Studien in einem Buch[3] veröffentlichte.

Der letzte Beitrag des Sammelbandes befasst sich mit *John Stuart Mill,* dem Verfasser des «Essay on Liberty». Man muss den Titel genau lesen, um den Stellenwert des letzten der «Four Essays» richtig würdigen zu können. Es geht um John Stuart Mill *«und die Ziele des Lebens»*. Berlin handelt darin ein Problem ab, das auch für ihn zentral ist: das Spannungsfeld von Toleranz und Überzeugungstreue. Pluralistische Offenheit kann zur opportunistischen Beliebigkeit degenerieren, und dagegen hilft nur die in einem persönlichen Charakter gegründete Überzeugungstreue, an der man festhält, auch *«gegen den Strom»* (nicht: «Wider das Geläufige»[4], wie der Buchtitel einer weiteren wichtigen Aufsatzsammlung des Autors unzulänglich übersetzt worden ist). Beide Grundhaltungen sind letztlich unvereinbar. Für Mill (und wohl auch für Berlin, der zwar in mancherlei Hinsicht gegenüber Mill auf jene vornehme, sympathische Art Distanz nimmt, die ihn auch gegenüber seinen eigenen Kritikern kennzeichnet) *«ist der Mensch fehlbar, eine komplexe Verbindung von Gegensätzen, manche miteinander vereinbar, andere unversöhnlich»* (S. 293). Mills Versuch, Rationalismus und Romantik zu verschmelzen, ist das «grosse Thema» des 19. Jahrhunderts. *«Es ist das Ziel Goethes und Wilhelm von Humboldts – der umfassende, spontane, vielseitige, furchtlose, freie und doch rationale, selbstbestimmte Charakter»,* der sich in der europäischen *«Vielfalt der Wege»* herausbilden kann. Wer sich bei der Lektüre der «Four Essays» selektiv nur auf die «Zwei Konzepte» beschränkt, verpasst ein Kabinettstück liberaler Reflexion. Berlin stellt, als umfassend gebildeter Sozialwissenschafter des 20. Jahrhunderts, auch die psychologische Frage nach der Herkunft und nach dem Wesen von grundlegenden Lebensanschauungen *«die wie Festungen gegen den Feind geschützt werden»* (S. 288). Damit ist ein eminent wichtiges Problem im Schnittpunkt von öffentlich erarbeiteter Erkenntnis und persönlich errungenem Bekenntnis angesprochen.

Die «Four Essays» sind nicht einfach eine zufällige Zusammenstellung von verstreuten Texten, die im weiteren Sinn mit dem Thema Freiheit zu tun haben. Sie zeigen – exemplarisch – vier wesentliche Facetten der Diskussion um die Freiheit, und fügen in der Einleitung eine vorsichtige Quintessenz in Form einer offenen argumentierenden Auseinandersetzung mit abweichenden Auffassungen hinzu. Nicht einzusehen ist, warum der Verlag den vielsagenden Begriff «Essay» nicht auch in der deutschen Übersetzung im Buchtitel stehen liess. Die philosophische Annäherung an die Freiheit entzieht sich der Dogmatik, sie kann nur essayistisch erfolgen. ✦

3 Isaiah Berlin: Vico and Herder. Two Studies in the History of Ideas. The Hoggart Press, London 1976.

4 Isaiah Berlin: Wider das Geläufige. Aus dem Englischen von Johannes Fritsche. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1982.

SPLITTER

Moralische Postulate stossen bei Adressaten ins Leere oder wirken sogar dysfunktional, wenn sie nicht mit «Aufklärung» im ursprünglichen Sinne des Wortes, also mit Mündigkeit und Urteilsfähigkeit verbunden sind. In einer aufgeklärten Gesellschaft gibt es die Rollenunterscheidung zwischen Nicht-Politikern und Politikern, zwischen Wählern und Gewählten, aber nicht die zwischen Fordernden und Bewilligenden, Nehmenden und Gebenden, Erwartenden und Enttäuschenden.

Thomas Ellwein/Joachim Jens Hesse: Der überforderte Staat, Nomos Verlag, Baden-Baden 1994, S. 210

Urs W. Schöttli
ist 1948 in Basel geboren. Nach Abschluss des Philosophiestudiums an der Universität Basel war er bis 1982 in leitender Funktion für die Liberale Weltunion in London tätig. 1982–1995 war er Korrespondent, Publizist und Berater u.a. in Delhi und Madrid. Ab Herbst 1995 ist er Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» in Hong Kong.

Euro-Sozial-Demokratie

Die politische Bilanz des Jacques Delors

Die Sprache gehört zu den wichtigsten Instrumenten der Politik. Welche Verheerungen der Missbrauch der Sprache durch die Politik über die Menschheit bringen kann, haben in diesem Jahrhundert die grossen und kleinen Führer und Apologeten des roten und braunen Totalitarismus gleich zweimal mit beispielloser Brutalität demonstriert. Nicht immer wird die Sprache so dreist missbraucht wie im Falle *Lenins* und *Hitlers, Trotzkis* und *Goebbels', Maos* und *Castros.* In der Regel setzt die Verwilderung der Sprache scheinbar harmloser ein.

Zu den politisch folgenreichen Begriffsverwirrungen, die durch keine noch so bedeutende historische Zäsur zu beseitigen sind, gehört das Links-Rechts-Schema, das gemeinhin politischen Akteuren, Parteien und Programmen übergestülpt wird. Liberale Denker wie *Ralf Dahrendorf* bemühen sich – bisher weitgehend erfolglos – um eine Überwindung der vor allem auch wegen ihrer häufigen moralischen Unterfütterung seit eh und je problematischen Links-Rechts-Schematisierung.

Freiheit gehört zu den zentralen Werten der Politik. Auch jene, die sie de facto bekämpfen, beziehen sich gerne de jure auf sie, wie fast jede Diktatur in ihrer Verfassung wortkräftig zu demonstrieren pflegt. An der Freiheit, die es stets nur für Individuen, nie aber für abstrakte Kollektive geben kann, scheiden sich die Geister, sobald sie in Konflikt mit anderen vorgeblichen Grundwerten wie Gleichheit, Sicherheit oder Souveränität gerät.

Vor dem Hintergrund der neuzeitlichen Geschichte, die im Okzident das beständige Ringen um die Freiheit des Individuums zum Gegenstand hat, rechtfertigt es sich, die Freiheit als den Pol zu wählen, nach welchem sich der Kompass der parteipolitischen Standortbestimmungen richten lässt. Demzufolge liegt die relevante Grenze zwischen den Parteien nicht zwischen links und rechts oder reaktionär und progressiv, sondern zwischen freiheitsbejahend und freiheitsskeptisch. Freiheitsbejahend oder *liberal* sind all jene, welche die Freiheit allen anderen Werten überordnen, freiheitsskeptisch oder *sozialdemokratisch* sind jene, die stets bereit sind, zugunsten anderer Ziele an der Freiheit des Individuums Abstriche zu machen.

Eine solche klare Trennung führt zur Erkenntnis, dass beispielsweise in Europa manche Parteien, die sich als liberal oder christdemokratisch bezeichnen, in Wahrheit sozialdemokratisch sind, während wiederum viele, die sich in konservativen oder grünen Parteien befinden, letztlich liberal sind. Eine solche Klärung hat nichts mit Schöngeisterei zu tun, sie ist vielmehr unerlässlich für die Einschätzung der wahren Stärke des Sozialdemokratismus in Europa, einer Stärke, die weit über die Bestände der sozialdemokratischen Fraktionen in den Parlamenten hinausreicht.

«Laizistischer Katholik»

Die unter dem Titel «L'Unité d'un Homme» publizierten Gespräche des französischen Journalisten *Dominique Wolton* mit dem ehemaligen französischen Finanzminister und EU-Kommissionspräsidenten, *Jacques Delors,* liefern einerseits eine erste politische Bilanz des bis anhin aktivsten und umstrittensten «EU-Hauptgeschäftsführers» und porträtieren anderseits recht einprägsam, was unter Euro-Sozial-Demokratie zu verstehen und von ihr zu erwarten ist. Im Kontrast zu seinem Gesprächspartner, der noch der verqueren Weltsicht der Spätachtundsechziger verhaftet ist, nehmen sich Delors' Antworten gemässigt aus.

Im Vergleich zu seinen Vorgängern *Gaston Thorn* und *Roy Jenkins* wirkt Delors verschlossen, ja scheu. Den Gesprächen lassen sich aber dennoch einige wenige aufschlussreiche Selbstbeurteilungen entnehmen. Delors, für den der Sozialradikale *Pierre Mendès France «l'homme démocratique par excellence»* ist, sieht sich als eine Mischung zwischen Pragmatiker und Utopist. Obschon er nie die bestehende Ordnung anerkannt habe, sei er sich stets der Grenzen seines Handelns bewusst. Sich selbst als *«catholique laïc»* beschrei-

Jacques Delors: L'Unité d'un Homme. Entretiens avec Dominique Wolton. Editions Odile Jacob, Paris 1994.

bend fühlt er sich den europäischen Christdemokraten nahe.

Von einem Menschenbild ausgehend, das er mit *«ni ange ni bête»* umreisst, zeigt sich Delors gegenüber Ideologien, die er zwar als notwendig anerkennt, als skeptisch und eher der Machbarkeit denn fixen Ideen verpflichtet. Es ist der Glaube an den Fortschritt, verbunden mit der Maxime *«le politique est au-dessus de tout»*, der in Delors' Denken immer wieder den Wildwuchs eines sozialistischen Machbarkeitswahns zutage treten lässt, so etwa bei der Idee eines «Wirtschafts-Sicherheitsrats» auf Uno-Ebene. Delors, der bekräftigt, dass sein Handeln durch die intime Kenntnis der Modelle der sozialpartnerschaftlichen Beziehungen in Schweden und Deutschland geprägt wurde, fasst sein Verständnis des Sozialismus in die Triade *«liberté, responsabilité, solidarité»* zusammen.

Starker Staat

Das Verhältnis des Jacques Delors zum Staat wird durch eine eigenartige Ambivalenz geprägt. Auf der einen Seite kennt er aufgrund seiner Tätigkeit die Schwächen der sozio-ökonomischen Entwicklung Frankreichs und grosser Teile Westeuropas in den letzten zwei Jahrzehnten zu gut, als dass er umhin kann, die Nehmermentalität der Bürger, ihre fehlende Risiko- und Verantwortungsbereitschaft sowie die ungenügende Innovationskraft im wirtschaftlichen und technologischen Bereich zu beklagen. Doch fehlt es ihm an Bereitschaft oder Einsicht, aus diesen Erkenntnissen die notwendigen Schlussfolgerungen für die künftige Gestaltung der Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, Staat und Wirtschaft zu ziehen.

Wiederholt tritt Delors für einen starken Staat ein, *«pour l'Etat providence, contre l'individualisme»*. Der Staat muss sich nicht nur um innere und äussere Sicherheit bekümmern, er muss auch die wirtschaftliche und soziale Entwicklung stimulieren, die nationale Identität erhalten und das Zusammenleben fördern. Demgegenüber anerkennt er zwar den Markt als *«le plus grand ordinateur du monde pour traiter les offres, les demandes et les besoins des gens»*, wirft ihm aber auch Kurzsichtigkeit vor, *«car il ne prend pas en compte l'avenir et il est limité, car il ne tient pas compte des biens collectifs»*.

«Il faut un Etat à la fois fort et proche du citoyen.» In diesem aus der Perspektive der Bürgergesellschaft völlig verqueren Satz ergibt sich die Auflösung der vorstehenden Widersprüche. Delors ist, ungeachtet aller pro-europäischer Neigungen, tief im französischen Verständnis von Staat und Gesellschaft verankert: *«L'Etat et les administrations sont un atout pour la France.»*

> Delors ist, ungeachtet aller pro-europäischer Neigungen, tief im französischen Verständnis von Staat und Gesellschaft verankert.

Napoleonisches Europa

In den grossen Zügen lassen die Gespräche Delors' Verständnis der europäischen Einigung in einem liberalen Licht erscheinen. Delors wendet sich gegen ein *«Europa à la carte»*, betont aber auch, dass es verschiedene Integrationsmodelle geben kann. Nationale Eigenheiten sollen nicht unterdrückt, sondern geschützt werden. *«Je ne crois pas qu'il s'agisse de créer une Europe française, ce serait impossible et absurde.»*

An der grundsätzlichen Aufrichtigkeit dieser Aussagen ist nicht zu zweifeln, doch werden sie jedesmal, wenn Delors auf die Ideale, die hinter seinem Konzept des europäischen Einigungsprozesses stehen, zu sprechen kommt, relativiert. Dass Delors sich dieser Relativierung nicht bewusst zu sein scheint, macht sie um so gefährlicher und gibt dem Verdacht Auftrieb, dass hier ein tiefsitzender Napoleonismus nachwirkt.

Bezeichnend und besorgniserregend zugleich ist, dass unter Delors' Idealen Bürgergesellschaft *«checks and balances»* praktisch keine Rolle spielen.

Machbarkeit, der grosse Plan, die umfassende Intervention des Staats und der Glaube, dass Technokraten und Politiker besser wissen als der Markt, welches die wahren Bedürfnisse der Menschen sind, und auf welche Weise diese Bedürfnisse sozialverträglich zu befriedigen sind, all dies sind Vorstellungen, die seit eh und je den Etatisten am Herzen liegen, vom Imperialismus des *Napoleon* bis zur Euro-Sozial-Demokratie des Jacques Delors. ✦

Andreas Urs Sommer, *1972 geboren, Phil.I Studium in Basel, Göttingen und Freiburg i. B. Er arbeitet derzeit an der Edition der Briefe von Franz Overbeck und an einem Katalog der byzantinischen Münzen in der Universitätssammlung Göttingen.*

Aussenansichten: Helvetische Polyzentrizität aus amerikanischer Sicht

Zu einem Sammelband über die Stadtkulturen von Basel, Zürich und Genf[1]

Aussenansichten helfen, sich über Binnenperspektiven klarer zu werden. Man wünscht Aufklärung über die eigene Identität, Aufklärung über das Kollektiv, dem man angehört – und dass diese Aufklärung nicht bloss von innen heraus stattfindet, sondern zugleich von aussen als eine Herausforderung an einen herantritt, ist die Grundlage einer Selbsterkenntnis, die nicht zum Narzissmus degeneriert, sich nicht zu Selbstbeweihräucherung versteigt. Freilich sollte sich zu diesem Zweck die ethnologische Betrachtung nicht in leichtfertigen Sympathiebekundungen erschöpfen – eine Gefahr, vor welcher der Sammelband von *Bouvier, Craig* und *Gossman* «Geneva, Zurich, Basel. History, Culture and National Identity» nicht ganz gefeit ist.

Die drei in dem Buch versammelten Aufsätze gehen zurück auf ein Kolloquium an der University of Southern California, das aus Anlass der 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft im März 1991 stattgefunden hat. Sie bemühen sich, voneinander unabhängig die unterschiedlichen Mentalitäten von Genf, Zürich und Basel anhand historischer Querschnitte und gegenwärtiger Beobachtungen darzustellen, um damit das heterogene Bild einiger Kulturen einer Schweiz zu zeichnen, die, wie *Carl E. Schorske* in seiner Einleitung schreibt, selbst als Bund selbständiger Kantone weniger sei als die Summe ihrer Teile. Obwohl man Schorske vielleicht nicht vorbehaltlos zustimmen mag, wenn er die Entstehung der Eidgenossenschaft als einen singulären Prozess der Zerstörung des Feudalismus von unten her beschreibt, der schliesslich zu einer Konföderation gleichberechtigter Stände geführt habe – immerhin hat erst die von *Napoleon Bonaparte* initiierte Helvetische Republik das Ancien Régime und die Untertanengebiete abgeschafft! –, gelingt es ihm mühelos, die Polyzentrizität dieses Landes anhand der drei «Metropolen» zu schildern. Zu den Städten gesellen sich die Überväter aus der Reformationszeit, die symbolisch die Stadtcharaktere repräsentieren: *Zwingli* Zürich, *Calvin* Genf, *Erasmus* Basel (Bern fällt kommentarlos weg, vielleicht weil es keine solche Schlüsselfigur für sich vereinnahmen kann). Die ganz andere Dynamik der Entwicklungen im liberalen («prometheischen») Finanzzentrum Zürich, im internationalen Genf und im rückwärtsgewandten («epimetheischen») Universitätssitz Basel wird in Schorskes Ausführungen anschaulich, ebenso die vielfältigen Verbindungen mit Europa, welche allerdings schwerlich mit dem gesamtschweizerischen Nenner übereinstimmten, wie die EWR-Abstimmung 1992 gezeigt habe (bei der sich die drei Städte für die europäische Integration ausgesprochen haben). Zwar trifft es zu, dass die starke Rolle des Regionalen und Lokalen hierzulande hätte vorbildlich für die Bildung des geeinten, föderalistischen Europas sein können – jedoch die Chance, diese Beispielhaftigkeit politisch einzubringen, hat die Schweiz vertan.

Nicolas Bouvier, der einzige Schweizer unter den Autoren, evoziert bei seinem Streifzug durch Geschichte und Gegenwart seiner Heimatstadt Genf starke Kontraste. Das bekannte Klischee von der düster-despotischen Theokratie Calvins wird der Uhrenmacher- und Privatbankierswelt späterer Epochen entgegengesetzt, ohne dass aber der Übergang des einen zum anderen einsichtig gemacht würde oder gar jenes Klischee wenigstens eine gewisse Retouchierung erführe. Mehr als Gemeinplätze nach *Max Weber* über die Herkunft des Kapitalismus aus dem Geist des Protestantismus bekommt man nicht zu hören, woran auch die an sich verdienstvollen Hinweise auf *Theodor Beza* und auf die vergessene innerprotestantische Aufklärung («vernünftige Orthodoxie»), die sich in Genf mit dem Namen *Jean Alphonse Turretini* verbindet, nichts ändern. Die Aufzählung der Genfer Grössen über *Jean-Jacques Rousseau* bis zu *Henri Dunant* reicht kaum

1 Nicolas Bouvier/Gordon A. Craig/Lionel Gossman: Geneva, Zurich, Basel. History, Culture and National Identity. With an Introduction by Carl E. Schorske, Princeton University Press, Princeton 1994.

hin, um vom *genius loci* mehr als nur einen flüchtigen Eindruck zu erhaschen. Dafür sind beispielsweise die Passagen über die Genfer Gouvernanten in zahllosen Adelsfamilien Europas ganz amüsant.

Auf seinen Spaziergängen in der Umgebung der (alten) Zürcher Zentralbibliothek unterzieht Gordon A. Craig das Selbstverständnis und die Selbstdarstellung Zürichs der Prüfung und zitiert dazu einige Zeugnisse von Gästen und Bewohnern, die das gespaltene Wesen dieser Stadt verdeutlichen sollen. Natürlich werden sowohl die offene Drogenszene als auch die Äusserungen zur Zürcher Befindlichkeit bei *Max Frisch* und *Adolf Muschg* nicht übergangen, aufgrund derer den Lesern Rückschlüsse auf die Gespaltenheit der schweizerischen erhältnisse im allgemeinen erlaubt sind. Viele neue Aspekte – solche, die eben die Binnenperspektive sprengen – können daraus indes nicht gewonnen werden.

Lionel Gossmann ist von den drei Autoren der einzige, der die Stadtentwicklung mit spezifischen Äusserungen ihrer geistigen Elite wirklich überzeugend zusammenzudenken versteht. Wie schon andernorts versucht[2], will Gossman die künstlerische und wissenschaftliche Produktion einer Stadt im wechselseitigen Bedingungsverhältnis zu den politischen und sozialen Gegebenheiten ausleuchten. Er hat hierfür in Basel ein dankbares Studienobjekt gefunden, wobei sein Forschungsschwerpunkt im ausgehenden 19. Jahrhundert liegt. Basel, sowohl am Rand der Eidgenossenschaft als auch am Rand des deutschen Sprachraumes, kultivierte damals die Erinnerung an sein Goldenes Zeitalter im Humanismus des 16. Jahrhunderts und blieb in dieser retrospektiven Haltung seinem Wunsch, ein kleines, autarkes Gemeinwesen vom Zuschnitt der griechischen Polis zu sein, ideologisch treu. Gleichzeitig bildete sich eine geistige Elite heraus, die, einerseits aus einheimischen Grossbürgersprösslingen bestehend – *Jakob Burckhardt* und *Johann Jakob Bachofen* –, andererseits aus deutschen Professoren – *Friedrich Nietzsche* und *Franz Overbeck* –, die Moderne, wie sie im neuentstehenden Deutschen Reich Gestalt gewann, aufs schärfste kritisierte. Hatten Bachofen und Burckhardt die liberalen Altertums- und Geschichtswissenschaften im Visier, die entweder die mythischen Wurzeln der antiken Kultur verkannten oder in törichtem Fortschrittsoptimismus schwelgten, so wagte Nietzsche den Generalangriff auf «Bildungsphilistertum», während Overbeck seine Exekution der modernen, ja überhaupt aller Theologie durchführte. Nach Gossman ist die seltsame Koinzidenz des Wirkens dieser pessimistisch-skeptischen Theoretiker nicht bloss auf dem Hintergrund, vielmehr in Abhängigkeit von der politischen Marginalisierung Basels zu würdigen. Die Moderne mit ihrer Tendenz zu Bürokratisierung und Demokratisierung, zur Vermassung und geistigen Nivellierung war diesen Denkern ebenso suspekt, wie sie politisch für die patrizische Oberschicht Basels bis lange nach 1848 letztlich unakzeptabel blieb.

Es ist nur zu hoffen, dass das Buch dem amerikanischen Publikum die Diversität schweizerischer Mentalitäten näherbringt; einen wesentlichen Beitrag, uns Schweizer selbst besser zu verstehen, leistet es, mit Ausnahme von Gossmans Beitrag, bedauerlicherweise nicht. ✦

2 Auf deutsch: Lionel Gossman: Anti-Theologie und Anti-Philologie. Overbeck, Bachofen und die Kritik der Moderne in Basel, in: Rudolf Brändle/Ekkehard W. Stegemann (Hrsg.): Franz Overbecks unerledigte Anfragen an das Christentum, Chr. Kaiser Verlag, München 1988, S. 17–46.

SPLITTER

Mehr Möglichkeiten für uns und die anderen zur möglichen Freiheit sollen sich allmählich entwickeln. Und das ist es, was uns mit den anderen verbindet, nämlich das die anderen dieselben Möglichkeiten haben wie wir selbst.

Jeanne Hersch, in: Allmende, Identität im deutschsprachigen Kultur- und Medienraum, Nr. 44, 15. Jahrgang 1995, Edition Isele, Eggingen